

Waldleben

Berufswunsch: Förster



Der forstliche Altmeister HEINRICH VON COTTA konnte einst poetisch über sich schreiben „Ich bin ein Kind des Waldes ...“. So etwas war mir als in einem Hallenser Flüchtlingslager (meine sudetendeutsche Mutter hatte es dorthin verschlagen) geborenem Stadtkind leider nicht vergönnt. Meine forstliche Berufsfindung hatte zwei andere Wurzeln – das Erfahren des Waldes erst als „Zauberort“ und danach auch als Hort der Freiheit.

Und das kam so:

Der Beginn: eine Naturwunder-Erfahrung

Als ich drei oder vier war (es war noch in meiner Geburtsstadt Halle), stellten mir meine Eltern einmal ein kleines Terrarium in das Kinderzimmer. Dann durfte ich Zeuge eines Naturwunders sein: wie mir meine Mutter erzählte, verfolgte ich lange mit Staunen und plattgedrückter Nase, wie aus qualligem Laich schwärzliche geschwänzte Kaulquappen und dann schließlich grüne bebeinte Frösche wurden. Und dann – die winzigen Lurche mussten natürlich zurück in ihren heimatlichen Teich gebracht werden – ging's mit Eltern oder Großeltern raus in die Natur zur ersten Tümpel-Tour ...



Eine zusätzliche „Naturerlebnis-Quelle“ war der Garten meiner Großeltern im Thaer-Viertel. Hier konnte ich stundenlang unter den als Umfassung gelegten Ziegelsteinen Regenwürmer, Tausendfüßler, Baldachinspinnen ... beobachten. Besonders die Roll-Asseln, deren gewölbter Körper sich ja komplett zu einer Kugel einrollen kann, hatten es mir damals angetan.

Weitere Tierkontakte schlossen sich an: es gab wohl keinen Moment in meiner Kindheit, in dem in unserer Familie nicht mindestens ein Haustier präsent war: Hund, Katze, Wellensittich, unzählige Goldhamster ... Hinzu kamen zahlreiche Pfleglinge auf Zeit – Labortiere wie Mäuse, Ratten, Meerschweine oder Kaninchen, die mein an der Eisenhüttenstädter Pathologie angestellter, in der Forschung tätiger Vater oftmals zum Aufpäppeln mit nach Hause brachte.



Wurden durch Erlebnisse wie diese die Weichen gestellt, dass ich später nicht nur Förster und „Wald-Dolmetscher“, sondern auch ein meistens lebensfroher und recht nachhaltig denkender Mann wurde? Passiert einer Menschenseele etwas Gutes, wenn man als Kind den Herzschlag eines geliebten Haustiers spürt?

Ich hatte ein erfülltes Leben und bin mit mir im Reinen. Als (Un)Ruheständler schon ein wenig jenseits von Gut und Böse, habe ich nunmehr (fast) nichts mehr zu verlieren und kann furchtlos auf das Kommende blicken.

Täglich schreibe ich seit meinem 70. Geburtstag neben einem Tagebuch auch an dieser Daseinsbeichte „Waldleben“. Außer eventuell meiner Familie und einigen Freunden sowie Bekannten Lesen wird dies wahrscheinlich niemand lesen – ich diktiere es halt für den Hausgebrauch. Da ich nur noch vor mir selbst bestehen muss, kann ich hierbei offen und ehrlich sein.

Und was soll's? Es bewirkt humor- oder auch kummervolles „Über-die-Schulter-Gucken“ in mir fortwährende Freude am kreativen Schaffen sowie Mut zum Weitermachen! Mehr dazu erfahren Sie auch unter www.waldbote.de.

Für einen Informationsaustausch zum Anliegen dieser Memoiren und einzelner Kapitel wäre ich dankbar. Bitte schreiben Sie mir: Klaus Radestock, ePost klaus.radestock@gmx.de.

Forsthaus Frauensee, im Februar 2022

Erste Waldbindung



Ich begann sehr früh (schon mit fünf) zu lesen, und „verschlang“ zunächst vor allem Märchenbücher, die man mir vorher schon in Fülle vorgetragen hatte. Genau das regte die kindliche Phantasie an und prägte mich dann wahrscheinlich zum „Waldmenschen“: Die Welt des Waldes bereichert bekanntlich fast alle deutsche Märchen – sie scheint voller Wunder. Was in ihm geschieht, ist von Geheimnissen umgeben; der Weg dorthin scheint nicht leicht zu sein. Die Verbindung der Menschen zum Wald hat mit den Sorgen und Nöten des Alltags zu tun. Von der kultivierten Lichtung aus sahen die Menschen auf den Waldrand. Er ist Projektionsfläche ihrer Wünsche, Phantasien, Ängste und Visionen. Mehr noch: der Wald war unseren Altvorderen lange Zeit auch

Ort religiöser Verehrung, wurde zum Sitz von Göttinnen und Göttern. Heilige Haine entstanden, in denen Menschen mit der Allmacht der Natur, personifiziert in Waldgottheiten, in Beziehung traten. Derart motiviert wollte ich nach der Schuleinführung dieses grüne Mysterium zunehmend auch direkt erfahren. Ich begann damit, die Wälder in der Umgebung unserer Oderstadt, wo ich 1958 eingeschult wurde, zu durchstreifen. Zunächst geschah das in den Diehloer Höhen, die den Ort von Süden her begrenzen. Besonders spannend fand ich hier die zahlreichen Kies- und Lehmgruben, die sich nach und nach zu unzähligen Teichen und Tümpeln entwickelten. Später radelte ich begeistert durch das weitere Umland. Besonders hatte es mir dabei das nahe Tal des Flüsschens Schlaube angetan – Forstorte wie Siedichum, der Urwald Fünfeichen oder historische Stätten wie Kupferhammer und Bremsdorfer Mühle wurden „Sehnsuchtsorte“, an denen ich meinen frühen Märcheneindrücken nachspürte und mich nunmehr mit allen Sinnen als „Waldmensch“ fühlen konnte. Mit wechselndem Erfolg versuchte ich in der Folge, auch alle meine Freunde zum gelegentlichen Waldgang anzustiften. Nicht selten verbrachte ich gar die Nächte draußen in der Natur, besuchte Lieblingsbäume und fand bei ihnen Kraft, lernte den Rehbock durch Fiepen zu locken, lauschte dem Röhren des Hirsches ... Irgendwann wurde der Wald dann meine große Sehnsucht, ging es mir wie dem MAX aus der Oper „Freischütz“, als der sang: „*Durch die Wälder durch die Auen zog ich leichten Sinns dahin ...*“.



Als ich 11 war, fielen mir die zu Beginn der 1930-er erschienen die Lebenserinnerungen des brandenburgischen Schorfheide-Försters JOHANNES SIEBER in die Hände; sie wurden 1952 als ungemein lebensfrohes Buch „Tiere, Wälder, junge Menschen“ neu herausgegeben. Diese Schilderungen lesen sich wie eine Anleitung zur modernen Waldpädagogik und nehmen deren Angebotsformen wie Försterwanderung, Forst-AG, Waldralleye oder Waldprojekttag vorweg. Durch Bücher wie dieses erfuhr ich, dass es nicht genügt, den „Wald im Herzen“ tragen, sondern auch große Freude macht, dieses tolle Gefühl sendungsbewusst und „wald-dolmetschend“ mit anderen zu teilen. So wie dieser Förster wollte ich auch gern sein!

Wald – Ort der Freiheit?

Im Frühling 1968 hatte ich mich, nunmehr 16jährig und an der Eisenhüttenstädter Erweiterten Oberschule (EOS) lernend, zum ersten Mal verliebt. Es geschah während eines Waldpraktikums, mit dem ich mir durch das Schälen von Kiefernstämmen ein paar Mark verdienen wollte. Sie war die Tochter des Försters und wohnte mehrere Kilometer von der Stadt entfernt. Wir verabredeten uns, um vor einem besonders strengen Mathe- und Physiklehrer bestehen zu können, in der Folge ab und an zu Hausaufgaben im einsamen Forsthaus. Auf dieser platonischen Ebene blieb es dann (leider) auch, aber etwas anderes geschah: ich hatte dadurch und im Zuge einiger Wald-Praktikumstage Gelegenheit, ihren Vater, den Revierförster, und seine Tätigkeit zu erleben. Was ich da sah, schockte mich positiv, weil: als Eisenhüttenfacharbeiter-Lehrling (EOS und Berufsausbildung liefen damals vier Jahre lang nebenher) kannte ich den Arbeitsprozess streng reglementiert und kontrolliert. So zeitlich-räumlich gegängelt werden wollte ich mein Berufsleben später keineswegs verbringen: um 7 Uhr morgenum 16 Uhr freudestrahlend wieder verlassen – das

war mir nix. Nun aber erfuhr ich, dass es auch anders geht: Der Förster hatte sein Büro im Wohnhaus, seinen Arbeitsort ringsumher. Er war zwar immer (auch abends und am Wochenende!) im Dienst und konnte oder wollte nicht wirklich zwischen Arbeit und Freizeit unterscheiden, vermochte sich aber im Gegenzug durchaus ein tägliches Mittagsschläfchen zu leisten, Einkäufe tätigen ... Kurzum: er war Herr seiner Zeit. Und abgesehen von den monatlichen Dienstberatungen und Terminen mit seinen



Waldarbeitern oder den Leuten von der Holzabfuhr ging auch niemand etwas an, wo im Revier er tätig war – der Mann war auch Souverän seines Ortes.

Zeitlich und räumlich unabhängig zu sein, ohne permanente unmittelbare Zwänge selbstbestimmt über Tun und Lassen entscheiden zu können – das war für mich damals der Inbegriff von Freiheit – und ist es noch heute. Solche Unabhängigkeit konnte ich, so stellte ich mir vor, im mir ohnehin liebenswert-heimeligen Wald und durch den Forstberuf erlangen. Bei DOSTOJEWSKI, der bei uns an der Erweiterten Oberschule behandelt wurde, habe ich dazu mal gelesen: „*Das Leben in den Wäldern ist ein ärmliches, aber freies Leben. Es hat etwas Verführerisches, einen geheimnisvollen Reiz für den, der es einmal erfahren hat.*“

Berufsziel-Wechsel

Und so kam es, dass mich nach Berufswünschen wie Lokführer (welcher Hallenser Junge wollte das in den 1950ern nicht) sowie Zoodirektor nunmehr eines ganz erfüllte: Förster zu werden. Und dabei, nach NAZIM HIKMET, „*Leben wie ein Baum: einzeln und frei, doch brüderlich wie ein Wald. Das ist unsere Sehnsucht.*“

Dabei half mir eine Charaktereigenschaft, die man wohl Zielstrebigkeit, Hartnäckigkeit oder Willenskraft nennen könnte. Sie scheint bei körperlich kleinen Menschen, die glauben, sich und anderen etwas beweisen zu müssen, besonders ausgeprägt zu sein. Denn: Wenn ich etwas wirklich will, bleibe ich eisern dran – so auch hier. Nachdem ich mich zu den Anforderungen sachkundig gemacht hatte („Du brauchst einen Notendurchschnitt von mindestens 1,3 – das schaffst Du!“) wandelte ich mich ab der 11. Klasse von einem bis dahin eher mittelmäßigen Schüler zum „Auszeichnungs-Abiturienten“.

Der Weg an die Sektion Forstwirtschaft der Technischen Universität Dresden in Tharandt war gebahnt; ich freute mich auf den Studiums-Start im Spätsommer 1970.

